

Trinkerfilm

Englisch: Alcoholic Narrative

THEORIE

Filmgenre, in dem Alkoholismus oder Suchtverlauf zentral die Handlung und Charakterentwicklung treibt — keine Nebenhandlung. 'Leaving Las Vegas' oder 'Barfly' sind Referenzen.

Der Trinkerfilm stellt die Suchtdynamik ins Zentrum — nicht als moralische Fußnote, sondern als treibende Kraft der Erzählung selbst. Was ihn unterscheidet: Der Alkoholismus ist nicht Konflikt-Ingredienz neben anderen, sondern die Handlung. Der Charakter trinkt nicht, weil er depressiv ist; er ist depressiv, weil er trinkt — und diese Spirale wird zur Narration. Am Set heißt das konkret: Der Rhythmus der Szenen folgt nicht psychologischen Wendepunkten, sondern physiologischen und existenziellen Übergängen — Entzug, Rausch, Entwöhnung, Rückfall. Die Kamera sitzt da nicht außen, sondern im Körper des Charakters. Das Drehbuch eines Trinkerfilms arbeitet mit wiederholten Mustern statt klassischem Spannungsbogen. Szenen wiederholen sich — derselbe Barhocker, das gleiche Glas, ein anderer Grund (oder keiner mehr). In der Schnitt-Phase wird das deutlich: Wo ein Drama schneiden würde, um Tempo zu halten, schneidet der Trinkerfilm nicht — oder schneidet in Echtzeit-Langeweile. Das schafft Unbehagen beim Publikum, nicht weil es verstört, sondern weil es erkennt, dass keine Auflösung kommt, nur Variationen. Ben Sanderson in Leaving Las Vegas fällt nicht dramatisch; er löst sich auf — täglich, nächtelang, in Wiederholung. Die Dramaturgische Falle: Trinkerfilme werden oft falsch gebaut, wenn Regisseure noch einen Grund für den Alkoholismus suchen wollen — ein Trauma, einen Bruch, eine Motivation. Das zerstört das Genre. Der Trinkerfilm funktioniert nur, wenn die Sucht selbst erklärungslos wird, zur Bedingung statt Konsequenz. Das macht ihn auch unpopulär: Publikum möchte Heilung oder zumindest Erkenntnis. Hier gibt es nur Fortsetzung. Die Kamera-Arbeit orientiert sich oft an körperlicher Instabilität — Handheld in Rausch-Sequenzen, Starres in Nüchtern-Momenten. Der Sound-Designer arbeitet mit Herzrhythmus, Atem, Glas-Klang statt Musik. Das Licht wird warm und versöhnlich genau dann, wenn der Character am tiefsten fällt — eine bewusste Lüge der Filmsprache, die das Genre ausmacht. Wer einen Trinkerfilm macht, verlässt die Zone des Überwindungs-Kinos (wo Protagonisten gewinnen) und betritt das Dokumentations-Kino — auch wenn fiktiv. Das ist die ästhetische Wette.